



Wissenswertes, Kontroverses, Tipps und Termine rund ums Leipziger Hochschulleben immer am Freitag

STANDPUNKT

Von Conrad Ziesch

Mit Strategie zum Stipendium



Zur Umsetzung des Deutschlandstipendiums an der Uni Leipzig fehlt auf den ersten Blick vor allem eines: das Geld. Die Hälfte der Mittel muss die Universität selbst einwerben – und dabei hapert es.

Die Suche nach einem Fundraiser, der Unternehmen, private Geldgeber und Alumni anspricht und langfristig ein Netz an Unterstützern knüpft, ist konsequent. Doch nichts Neues. Schon zum 600. Jubiläum hatte die Uni auf einen professionellen Geldeinwerber gesetzt und so 2,4 Millionen Euro eingesammelt. Trotzdem wurde die Stelle Anfang 2010 eingestampft – und damit die zentrale Sponsorenakquise de facto beendet.

Ein Blick über den universitären Tellerrand zeigt, dass ein Fundraiser allein das Problem nicht lösen kann. Die HTWK setzt auf Arbeitsteilung: Professoren, Dekane, Prodekan und die Rektorin kümmern sich gemeinsam um Spenden. Mit Erfolg: Seit Januar werden die ersten 30 Studenten mit dem Deutschlandstipendium unterstützt. Die Handelshochschule bittet Absolventen in gut bezahlten Positionen um finanzielle Hilfe – auch das funktioniert.

Warum klappt Ähnliches bei der Universität nicht? Fehlt der nötige Pragmatismus, um das Potenzial der Sponsoren aus einzelnen Fachbereichen für das Deutschlandstipendium zu nutzen? Stattdessen wartet die Verwaltung auf eine organisatorische Neuaufstellung. Andere Hochschulen machen vor, wie es geht: Es braucht eine klare Strategie und eine Zusammenarbeit über Abteilungsgrenzen hinweg – sonst steht auch der Fundraiser auf verlorenem Posten.

Studenten-Initiative
Blog für Hörgeschädigte

Die Jurastudentinnen Laura Scholler und Mareike Kenzler von der Leipziger Uni haben einen Internetblog für hörgeschädigte Studierende gestartet. Die beiden tragen selbst ein Hörgerät beziehungsweise Hörimplantat und wollen Kommilitonen eine Anlaufstelle für Information und Austausch bieten.

In ihrem Blog geben sie Tipps, wie man die Hilfe eines Gebärdensprachdolmetschers in Anspruch nehmen kann oder den Mehrbedarf an Büchern finanziert, um das in der Vorlesung akustisch Versäumte nachlesen zu können. Demnächst sollen Informationen folgen, wie mündliche Prüfungen für Hörgeschädigte erleichtert werden können. Auch die Frage nach dem Erwerb von Fremdsprachenscheinen, der in vielen Studiengängen Pflicht ist, soll thematisiert werden. Neben praktischen Hinweisen wollen Scholler und Kenzler Hörgeschädigten Mut machen und zu mehr Integration beitragen.

„Es ist eben eine unsichtbare Behinderung“, sagt Scholler. „Der Blog ist auch wichtig, damit sich ein Bewusstsein entwickelt, dass niemand sich für seine Hörschädigung schämen muss.“

Conrad Ziesch

Campus-News bei LVZ-Online

Auf <http://campus.lvz-online.de> berichten Professoren in der Serie „Tschüss, Prof!“ aus ihrem Hochschulleben und über ihre Pläne für den Ruhestand.

Campus Leipzig ist ein Gemeinschaftsprojekt der Leipziger Volkszeitung und des Studiengangs Journalistik der Universität Leipzig, gefördert von der Sparkasse Leipzig. Die Seite wird von der Lehrredaktion Print/Crossmedia unter der Leitung von Dr. Tobias D. Höhn betreut. Campus ist per E-Mail erreichbar unter campus@uni-leipzig.de. Redaktionelle Verantwortung dieser Ausgabe: Britta Veltzke, Conrad Ziesch, Matthias Schätze.



Einweg schlägt Mehrweg

In den Mensen und Cafeterien des Studentenwerkes schnell der Verkauf von Kaffee-Pappbechern in die Höhe

Pappe statt Porzellan: Leipzigs Studenten sind große Fans des „Coffee to go“. Doch der Kaffee für unterwegs schadet nicht nur der Umwelt, sondern auch dem eigenen Geldbeutel.

Besonders bemerkbar macht sich der Trend beim Studentenwerk Leipzig. In vielen Einrichtungen geht mittlerweile mehr Kaffee in Bechern als in Tassen über den Tresen. Beispiel: Die Cafeteria der Mensa am Park verkaufte im Januar 2010 die Hälfte aller Heißgetränke in Einwegbechern, im Januar 2012 waren es schon mehr als zwei Drittel. Noch stärker stiegen die Zahlen in der Cafeteria des Geisteswissenschaftlichen Zentrums in der Beethovenstraße: Im Januar 2010 lag die Einwegquote bei 9,7 Prozent, zwei Jahre später schon bei 59,7.

Das Studentenwerk erhöhte im Januar die Preise für den Becher-Kaffee: 20 Cent bezahlt die Kundschaft mittlerweile zusätzlich für den ökologisch unkorrekten Genuss. Sprich: Tassenkaffee ist 20 Cent billiger, allerdings müssen die Studenten einen Euro Pfand für die Tasse bezahlen. Doch selbst die Preiserhöhung bremst den Absatz bisher nicht.

Es könne sein, dass das Pfand den Verkauf der Pappbecher noch fördere, gibt Uwe Kubaile zu. Dennoch ist für den Abteilungsleiter für Mensen und Cafeterien des Studentenwerkes das Pfand alternativlos: „Allein im Geisteswissenschaftlichen Zentrum mussten wir früher 100 bis 200 Pötte pro Monat neu beschaffen, weil die einfach weg waren.“ Auch in der Mensa am Park

schwand der Bestand der ansprechend gestalteten Tassen kontinuierlich. Die HTWK beschwerte sich dagegen über nicht zurückgebrachte Tassen in ihren Räumen.

„Einige Kunden wünschen das to-go-Geschäft“, verteidigt Kubaile die Politik des Studentenwerkes. „Die haben keine Zeit, vor Ort einen Kaffee zu trinken und können ihn so in die Vorlesung mitnehmen.“ Die Becher nicht mehr anzubieten, ist für ihn keine Lösung. „Wenn wir keine Pappbecher anbieten würden, holen sich die Studenten ihren Kaffee anderswo.“

Die Ökobilanz von Pappbechern und Tassen hat das Studentenwerk übrigens noch nicht verglichen. Die ist aber laut einer vom Umweltbundesamt veröffentlichten Studie bei den Bechern in jedem

Fall schlechter als bei Mehrwegsystemen – selbst bei der Verwendung von nachwachsenden Rohstoffen. Auch das Recycling macht Schwierigkeiten.

Ein weiteres Problem liegt beim Konsumenten selbst: Für viele Studenten heißt es auch mit Pappbecher eher „Coffee to stay“ als „Coffee to go“. Denn sie setzen auch auf Pappe statt auf Porzellan, wenn sie in der Cafeteria sitzen.

Das Studentenwerk will die Becherflut nun zumindest eindämmen: „Die 20 Cent sind ein Schritt, die Becher ein wenig zurückzudrängen“, sagt Kubaile. Außerdem gibt es Überlegungen, demnächst Becher mit besserer Ökobilanz einzusetzen. Die Preise für den Einwegbecher will Kubaile jedoch nicht weiter erhöhen: „50 Cent zu nehmen, wäre unläuter.“

Matthias Schätze

Studentenfutter aus der Tonne

Mit zwei Kommilitoninnen in Leipzig auf nächtlichem Container-Streifzug

Weggeworfenes Essen aus dem Abfall holen – containern nennt sich das. Viele, die das tun, könnten sich die Lebensmittel im Supermarkt leisten. Aus Protest gegen die Wegwerfmentalität bei Nahrungsmitteln durchforsten sie trotzdem die Abfalltonnen: Ein Streifzug in Leipzig mit Paula und Cindy*.

Von JULIA AMBERGER und OLENKA KRETSCHMER

Der Vollmond erhellt die trostlosen Hallen auf dem alten Messegelände. Paula, Geografiestudentin, rote Regenjacke, schwarze Regenhose, steht auf einer Betonmauer. Sie klammert sich an einen zwei Meter hohen Metallzaun, der den Hinterhof eines Supermarktes umgrenzt. Tief zieht sie die Kapuze ins Gesicht, dreht sich zu ihrer Mitbewohnerin Cindy um und sagt: „Aber wenn jetzt Polizei kommt, dann wartest du schon noch auf mich, oder?“ Paula will einbrechen. Doch sie hat es nicht auf die Ladentheke abgesehen. Sie möchte an die Mülltonnen.

Vier große Container und drei kleine Tonnen stehen am Ende der Laderampe. Plötzlich tauchen zwei schwarze Gestalten auf. Paula zuckt zusammen und springt von der Mauer. Als sie gerade loslaufen will, winken ihr die beiden Vermummten zu. Sie entpuppen sich als zwei Studenten, die gerade selbst containern waren. Durch die Gitterstäbe zeigen sie ihre prall gefüllten Rucksäcke. „Also, an den Chillis war schon was dran“, meint Maschinenbaustudent Chris*. „Müssen wir mal schauen, was wir daraus noch machen können. Der Rest sah eigentlich ziemlich gut aus.“

Doch wie reagieren die Supermärkte auf die nächtlichen Besuche? Containern spiele bei den Märkten der Rewe-Kette keine Rolle, meint Pressesprecher Andreas Krämer. „Lebensmittel, die nicht mehr verkauft, aber dennoch bedenkenlos verzehrt werden können, geben wir an die beinahe 900 lokalen Tafeln ab.“ Das Unternehmen Konsum, mit Märkten in allen Leipziger Stadtteilen, wollte sich dazu nicht äußern.

Angst vor einer Anzeige haben Paula und Cindy jedenfalls nicht. Dabei ist die Höchststrafe beachtlich. Werden Lebensmittel aus den Abfallbehältern eines Supermarktes genommen, könnte der Besitzer Antrag auf Strafverfolgung wegen Hausfriedensbruch und Diebstahl stellen. Das Höchststrafmaß dafür liegt bei einer Geldstrafe oder einer Freiheitsstrafe von bis zu fünf Jahren. Wie hoch die Strafe im Einzelnen ausfällt, sei aber „höchst fallabhängig“, er-



Aus der Tonne, frisch auf den Tisch: Auch Lebensmittel, die noch genießbar sind, landen mitunter im Müll-Container. Foto: Matthias Schätze

klärt Oberstaatsanwalt Ralf-Uwe Korth. Entscheidend dafür sind viele Faktoren, wie die Schadenshöhe oder wie oft die Person schon containert hat. Dass jemand dafür schon einmal die Höchststrafe bekommen hat, hat Korth aber noch nicht erlebt.

Cindy zweifelt noch: „Da stehen die Mülltonnen, da ist ja Essen drin und es

wird einfach weggeschmissen. Ich finde es schade, dass man da nicht ran kommt.“ Doch Paula will über den Zaun klettern. Unbedingt. Sie findet einen Betonklotz, legt ihn auf die Mauer und schafft es schließlich doch, sich an dem Zaun hoch zu ziehen.

Sie klettert auf das Dach hinter dem Zaun, gleitet auf eine Reihe Einkaufs-

wagen und springt in den Hinterhof. Geschafft. Vorsichtig hebt sie den Deckel der ersten Tonne auf und steckt ihren Kopf hinein: „Okay, hier gibt es Joghurt, Bio-Tortellini mit Spinatfüllung, Tzaziki, noch mehr Joghurt“. Paula packt die Beute in eine Plastiktüte und öffnet die nächste Tonne. „Bäh Windeln, das ist nicht so lecker.“

Schließlich übergibt die Studentin die prall gefüllte Tüte durch eine Lücke im Zaun. Paula strahlt übers ganze Gesicht, stolz auf die Ausbeute. Mit Hilfe eines Eimers klettert sie von den Einkaufswagen auf das Dach und wieder über den Zaun. Die beiden Freundinnen laufen zurück zu ihren Fahrrädern. Zu Hause im Esszimmer packen sie Tüten aus. Paula ist noch ganz aufgedreht, als käme sie von einer Jagd zurück. Sie zieht Kekse aus dem Rucksack, Cornflakes, Joghurt. „Gerade bei Milchprodukten sind da viele sensibel, aber wenn man sie aufmacht und dann merkt, dass das noch gut ist, warum sollte ich es dann nicht mehr essen“, fragt Paula. „Bloß weil das Produkt jetzt einen Tag verfallen ist – es heißt ja Mindesthaltbarkeit.“

Bei kleineren Hochschulen ist der Handelshochschule Leipzig, der Hochschule für Musik und Theater und der Hochschule für Telekommunikation ist auf Grund der gesetzlich vorgegebenen Ein-Prozent-Regelung der Aufwand geringer. Bestehende Verbindungen in der Wirtschaft erleichtern der HTWK als größter Fachhochschule Sachsens den Zugang zu den potenziellen Geldgebern. Förderer wie die Sparkasse Leipzig oder die Verbundnetz Gas AG kooperieren schon seit Jahren mit der HTWK.

Auch die Musik- und die Telekommunikation nutzen vor allem ihre bestehenden Kontakte. Die Handelshochschule wählt hingegen den Weg, auch Alumni als Geldgeber anzusprechen. Für die geförderten Studierenden soll das Deutschlandstipendium, das sie unabhängig vom Einkommen ihrer Eltern bekommen, eine Motivation zu hohen Leistungen sein. Die Hochschulen hingegen können ihre Kontakte in der Wirtschaft festigen und ihre Reputation durch exzellente Absolventen verbessern.

Die Beweggründe der Unternehmen sind unterschiedlich. Raimund Otto, Geschäftsführer der Stadtwerke Leipzig: „Wir unterstützen junge Talente in ihrer Ausbildung und wissen, wie wichtig es ist, Fachkräfte gut auszubilden und ihnen in unserer Stadt eine berufliche Perspektive zu bieten.“

Den Förderern der HTWK ist nach eigenem Bekunden vor allem der Kontakt zu den Stipendiaten wichtig. Die meisten laden ihre Stipendiaten in das Unternehmen ein, offerieren Praktika oder hoffen im Rahmen einer Abschlussarbeit auf zusätzlichen Input aus der Wissenschaft. Das bestätigt auch André Helbig vom Ingenieurdienstleister Brunel: „Uns ist es wichtig, nicht nur als Geldgeber zu fungieren, sondern die Stipendiaten in die Aktivitäten des Unternehmens einzubinden.“

Christiane Grill

Das Porträt eines Deutschland-Stipendiaten der Handelshochschule finden Sie unter <http://campus.lvz-online.de>.

CAMPUS KOMPAKT

Typografen und Illustratoren der Leipziger Hochschule für Grafik und Buchkunst (HGB) werden am 15. März mit dem Walter-Tiemann-Preis ausgezeichnet. Die Preise werden zum elften Mal vom Verein zur Förderung von Grafik und Buchkunst verliehen und sind mit 5000 Euro (Hauptpreis) und 1500 Euro (Förderpreis) dotiert. Die Preisverleihung findet um 19 Uhr im Festsaal der HGB statt.

Die Kinderuniversität Kuni wirft am 9. März einen Blick in den menschlichen Körper. Ab 16.30 Uhr erklärt Professor Ingo Beckmann im Großen Hörsaal des Universitätsklinikums (Liebigstraße 27), wie der Körper funktioniert. Anmeldungen unter www.uni-leipzig.de/kinderuni.

Die letzte Führung durch die Ausstellung zum NS-Raubgut in der Universitätsbibliothek Leipzig findet am 18. März statt. Sie beginnt um 15 Uhr in der Bibliothek Albertina in der Beethovenstraße 6. Weitere Informationen im Internet unter <http://nsraubgut.ub.uni-leipzig.de>.

Hallo Robotron – Wiedersehen nach über 20 Jahren

Karin Hermann arbeitete 1988 mit dem ersten Bürocomputer an der Uni / Jetzt steht er im Archiv

„Ja, das ist er.“ Karin Hermann betritt den sonnendurchfluteten Raum im zweiten Geschoss des Universitätsarchivs. Sie deutet auf einen klöbigen grau-braunen Kasten mit Bildschirm. Vor ihr steht der erste Bürocomputer der Alma mater, A5310 sein Name. Hergestellt wurde das Gerät im VEB Kombinat Robotron im damaligen Karl-Marx-Stadt.

1988 arbeitete Karin Hermann, Sekretärin im Rektorat, zum ersten Mal an diesem Computer – „gezwingenmaßen“, wie sie heute sagt. „Fragen Sie mich nicht, wie wir am Anfang geflucht haben, aber wir sollten ja ...“ Von Zwang spricht ihr damaliger Chef, Professor Horst Hennig, nicht: „Sagen wir mal, ich habe sie mit mildem Druck überzeugt.“ Für Hennig, bis 1990 Rektor der Uni Leipzig, war klar: „Lernen, am Computer zu arbeiten, ist wie ein Schritt in eine neue Welt.“ Heute stimmt Karin Hermann ihm zu.

Für die damals 29 Jahre alte Sekretärin war das seinerzeit bizarr: „Man war froh, wenn man überhaupt schon mal einen Computer gesehen hatte und plötzlich sollte ich daran arbeiten.“ Darauf sei sie aber auch stolz gewesen: „Es gab in dieser Zeit nicht viel Fortschritt, aber das war ein Riesiger.“ Hermann kannte vorher bereits die großen Computer im Rechenzentrum der Uni, die jedoch im Büro nicht von Nutzen gewesen wären. „Ich konnte mir gar

nicht vorstellen, was ich als Sekretärin damit anstellen kann.“ Bis dahin hatte sie nur mit elektronischen Schreibmaschinen gearbeitet. Die ersten dieser Art, die eine ganze Seite speichern konnten, waren an der Uni schon so

etwas wie eine kleine Sensation. Und dann: der Computer.

Jens Blecher, Direktor des Universitätsarchivs, steckt den Stecker in die Buchse. Ein rotes Lämpchen leuchtet auf, ein Piepton erklingt. Karin Her-



Läuft auch nach mehr als 20 Jahren noch: Der Robotron war der erste Bürocomputer an der Uni. Karin Hermann kann heute noch damit umgehen. Foto: Matthias Schätze

mann drückt zwei Mal auf den Schalter unter dem Diskettenlaufwerk. „Frau Hermann, woher wissen Sie das noch nach all den Jahren“, fragt der Archivar anerkennend. „Na, hier stets doch.“ Die kleine Notiz hat Karin Hermann seinerzeit selbst an den Robotron geklebt.

Auf dem Bildschirm erscheinen jetzt grüne Zahlen, Buchstaben und Zeichen. Hermann nimmt eine der Disketten aus der roten Schachtel mit dem Aufdruck Fire Ball und steckt den Datenträger in eines der drei 8-Zoll-Laufwerke. Um etwas an dem Computer zu demonstrieren, fehlt aber die Diskette mit dem Startprogramm.

„Man hätte sowieso nicht viel sehen können“, erklärt Hermann. Der Robotron im Rektorat wurde Ende der 80er Jahre fast ausschließlich für die Postverwaltung genutzt und ersetzte so das alte Postbuch. „Wir konnten im System ganz schnell nachvollziehen, wann und von wem ein Brief eingegangen war.“ Das sei eine große Erleichterung gewesen. Für die Textverarbeitung habe sie den Computer hingegen kaum gebrauchen können. „weil man gar nicht sehen konnte, was man da genau eingegeben hat. Am Ende kam ein unformatierter Text heraus – völlig unbrauchbar, um Briefe zu schreiben“, erinnert sich Karin Hermann, die als Sekretärin bereits sieben Rektoren überdauert hat – und so manchen Computer.

Britta Veltzke